

teuers in etwa 20 000 Dokumenten zu heben war (es war Ende 1928), schien sie heiterer, schien verjüngt, zuweilen schelmisch. So sah ich sie an ihrem Tisch in der klein gewordenen Villa unten am Phaleron mit voller Souveränität den Präsidenten Venizelos behandeln und wohl auch necken; ja, es schien, als ob sie in den letzten Jahren, trotz mancher äußeren Verluste, an der Seite ihrer klugen und hingebenden Tochter das Leben noch einmal voller und heiterer lebte.

Als ich dann, nach längeren Vorarbeiten, das Buch ihres Lebens schrieb, das mit dem ihres Gatten in dessen zweiter Periode völlig verbunden war, lebten wir beide in St. Moritz, und jede Woche schickte ich ihr eins von den fünf Kapiteln gleich nach der Niederschrift in ihr Hotel hinunter. Da stand denn mancher Brief im Wortlaut zu lesen, den sie selber nicht kannte, besonders aus Schliemanns unglücklicher erster Ehe. „Das gestrige Kapitel hat mich ganz umgebracht“, sagte sie dann. „Finden Sie nicht, daß diese arme Frau doch auch oft recht hatte? Mir ist das Ganze wie ein Traum. Ich sehe die Bilder meines Lebens wieder und sehe sie auf eine neue Art.“

Nach zwei oder drei Wochen sagte mir ihr Arzt, sie schliefe nicht mehr. Als ich eine Stockung der Arbeit vorschützte, durchschaute sie's gleich und forderte die Fortsetzung. Ich schickte sie ihr und schrieb dazu, sie möge sich nur nicht erregen, ich könnte ihr vertraulich im Vorhinein versichern, daß die Geschichte gut ausliefe. Sie lachte, erzählte, zitierte seitenweise Homerische Verse, spottete über ihre und Schliemanns Irrtümer im Leben und schenkte uns die schönsten griechischen Stickereien. „Wie sich die Dinge wiederholen“, sagte sie. „Jetzt sind es vierzig Jahre, da brachte mir Ihr Vater im selben St. Moritz in dasselbe Hotel jeden Tag eine Rose. Und Sie schicken mir jede Woche ein blühendes Stück meiner Vergangenheit.“

Als mein Buch erschienen war und — ganz wie einst Schliemanns eigene Bücher — in fremden Ländern viel größeres Echo weckte als in Deutschland, brachten viele fremde Zeitungen ihr Bild, wie sie den „Goldschmuck der Helena“ trug, den Schliemann mit ihr zusammen in Troja gefunden. Ein paar Monate später erkannte ich beim Wiedersehen in der Schweiz irgendeinen Wechsel an ihrer Frisur. Sie lachte: „Ich lasse mich jetzt etwas anders frisieren, damit es mit dem Bilde wieder stimmt. — Sie verstehen!“

Damals habe ich sie zum letztenmal gesehen, nie habe ich sie stärker bewundert. Sie stieg die steinerne Treppe unseres kleinen Berghauses am Fuße des Julier herab, glitt mit ihren hohen Hacken aus und rollte fünf oder sieben Granitstufen buchstäblich herunter, dicht vor meine Füße, denn ich war vorausgegangen, sie aber war dem Arm meiner Frau plötzlich entglitten. Eine Sekunde hielten wir sie alle für tot, aber sie brauchte keine Minute, um sich zu erholen, sie hatte sich beinahe nichts getan. Nun sah sie unsere bleichen Mienen und nahm alle Geistesgegenwart und Anmut zusammen, um uns wieder aufzurichten. Als ich sie in ihr Hotel gefahren und bis an ihre Zimmertür gebracht hatte, faßte sie mich im Korridor um die Hüfte und tanzte mit mir zu der aus der Halle heraufdringenden Musik, um mir zu zeigen, sie hätte sich nicht verletzt. Dann führte sie mich in ihr Zimmer vor ihr Bild, eben jenes mit dem antiken Goldschmuck, dessen Geschichte ich wieder belebt hatte, lachte und sagte: „Es wäre doch recht stilvoll gewesen, wenn ich mein Leben in Ihrem Hause beendet hätte!“